

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 54.

Mittwoch, 4. März.

1931.

## Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Börcher.

(3. Fortsetzung.)

Don Flavian hielt Luitgards Rechte sekundenlang in der seinen: „Die Ursachen, weshalb ich nach Deutschland jetzt komme, sind sehr traurige, Senorita! Wissen Sie von den Vorgängen in unserer Heimat? Haben Sie erfahren, daß man uns Artillerieoffiziere der spanischen Armee fast alle ihres Dienstes enthoben hat?“

Sie hatte davon durch die Zeitungen gehört und war soweit auf dem Laufenden, als angesichts der strengen Zensur hatte nach dem Auslande durchsickern können.

Plötzlich gab er ihre Hand mit einem leisen Druck los: „Hier ist nicht der Ort, um Ihnen alles zu schildern, was sich ereignete. Aber es zog mich ja schon so lange, Deutschland kennen zu lernen, nachdem ich auf unserer Artillerieschule in Segovia in fremden Sprachen das Deutsche belegt hatte! Es trieb mich zu Ihnen, Dona Luitgard, weil ich ahne, daß Sie meinen Schmerz verstehen werden — weil Sie —“

Er brach ab, da er jetzt auf die Umstehenden aufmerksam wurde. Ihm war, als habe der junge Herr — seinem Typus nach ohne Zweifel ein deutscher Landsmann von Luitgard, der neben ihr saß, eine ihm unerklärliche Bewegung gemacht.

Hanfried war der auf Spanisch geführten Unterhaltung gefolgt, da er auch in Latein-Amerika die spanische Sprache erlernt. Die Worte des Spaniers wurden ihm unerträglich. Er hatte eben eine brüste Bewegung gemacht. Lag in diesem verabschiedeten jungen Artillerieoffizier vielleicht die Ursache, daß Luitgard Hanfried gegenüber so ohne Zögern die heimliche Reizung von Feliza andeutete?

Feliza hatte bis jetzt, förmlich zusammen gekauert, an der anderen Seite von Luitgard gesessen und die Unterhaltung verfolgt. „Jetzt wird er uns vorgestellt und sich mit uns beschäftigen!“ dachte sie und erhob sich, während Luitgard Hanfried vorstellte, um unauffällig den Platz zu wechseln, an die entgegengesetzte Seite des Tisches zu kommen und nicht von Flavian womöglich in ein Gespräch gezogen zu werden.

Im selben Moment ring eine Damenmaske an Feliza vorbei und blieb mit irgend einem Draht oder einer scharfen Verzierung hängen. „Arzt loszu-nesteln, riß die Maske brüst den Kostümrock zurück — und riß dabei die leicht federnden Knöpfe des Dominomantels auf, die in hastig genähten, zu großen Knopflöchern saßen.

„Ah, was sehe ich, eine Flamenca!“, rief Don Flavian in sichtlich überraschter Freude. „Flamenca“ ist die Bezeichnung für besonders typische andalusische Kleidung!).

Der gelbseidene Domino war aufgerissen und das leuchtende Rot eines andalusischen Rodos mit dem Überwurf des Mantillennekes mit schwarzen kleinen Pompons bot sich den Kennerblicken des Don Flavian.

Wortlos zog Feliza den Domino wieder zusammen und nestelte befangen an den Knöpfen. Luitgard aber mischte sich, die Situation beherrschend, sofort ein und meinte zu Don Flavian: „Ja, das Spanische ist jetzt in Deutschland Trumpf, seitdem der herrliche „Mantón de Manila“ auch bei uns so viele Verehrerinnen fand!

(Nachdruck verboten.)

Sicher werden Sie nach der Demaskierung nachher noch verschiedene Spanierinnen entdecken!“

Im Gefühl, Flavian würde ihr gerne unter vier Augen von seinen neuesten, ihn so bedrängenden Erlebnissen mitteilen, ließ Luitgard sich jetzt nicht wieder am Tische nieder, sondern fragte: „Wollen Sie vielleicht erst ein wenig Überblick über die Festräume gewinnen, Don Flavian? Ich zeige Sie Ihnen gerne!“

Sie nickte Hanfried zu, der sich jetzt aus Höflichkeit zu Feliza wandte. Er hörte Luitgard beim Davongehen noch fragen: „Wie haben Sie uns nur hier auf diesem Maskenfest im Kurhause vermutet, Don Flavian?“

„Ich habe nach diesen deprimierenden Ereignissen gedacht: „Nur aus Spanien jetzt für einige Zeit heraus sein!“ Deswegen reiste ich sofort ab und nahm mir keine Zeit, Ihnen zu schreiben. Als ich hier ankam, fuhr ich in Ihre Villa. Ihre Adresse wußte ich ja durch Ihre Briefe. Ich traf Ihren Herrn Vater noch auf. Er verriet mir Ihren Aufenthalt hier — und Ihr Kostüm. Und da ich immer noch einem hellblauen Domino mit einem Beilichentuff suchte —“

„Werden Sie sich in Deutschland wohl fühlen?“ Er hatte ihr den Arm geboten und war mit ihr langsam in den entzündenden kleinen Zwischenraum getreten, der den roten Saal und den grünen Spielsaal trennte. Sie setzten sich auf das langgestreckte Sofa aus mattgelber Damastseide, weil es die eine Schmalwand des Raumes einnahm. In der Tanzpause flanierten nur wenige Paare vorbei.

„Ich werde mich überall wohl fühlen, wo ich mich nicht von diesem schändlichen Spionagegesetz umspannt weiß!“ Ein leidenschaftlicher Groll verdrängte jetzt die natürliche Verbindlichkeit seiner Sprechweise. „Ich mache es unserer Diktatur zum Vorwurfe, daß sie ein Heer von Spionen heranzüchtet, das in unserem bisher so harmlosen, so vertrauensseligen, aufrichtigen und naiven spanischen Volke wühlt! Jeder Artillerieoffizier ist dort unten jetzt ein Verräter und Verschwörer. Und ich freue mich, nun wenigstens hier in Deutschland mich ungezwungener bewegen zu können —“

Don Basilio und seinem Kumpan war das Auftauchen des jungen Spaniers am Tische der drei Dominos nicht entgangen. In geschickter Entfernung verfolgten sie alles und erkannten in Don Flavian sofort einen Landsmann. „Caramba, wie kommt dieser Spanier an jenen Tisch?“, fluchte Don Basilio, „wahrscheinlich hat er neue Nachrichten für die Tänzerin und ist so vorsichtig, sie vorläufig noch zu ignorieren und dem hellblauen Domino den Hof zu machen! Wir werden jetzt sehen, wohin die beiden promenieren, nicht wahr, Paco? Ich flaniere an dem Paar in den kleinen Zwischenraum vorbei und Sie begeben sich in den grünen Spielsaal dort vorne, dann begegnen wir uns unter dem großen Wandgemälde zur Rechten!“

Dann warf er den Vorschlag um. Er sah auf seine Armbanduhr und schob die Seidenpuffen des Ärmels zurück. „Wir haben aber eigentlich nicht mehr zu viel Zeit als Spielraum. Bis zur Demaskierung müssen wir mit der Tänzerin im Auto sitzen. — Sie müssen sehen, ob Sie jetzt irgend etwas aus der Unterhaltung

von diesem jungen Spanier auffangen, aber Sie müssen sich spätestens in zwanzig Minuten an unserm Tisch im Restaurant miteinsfinden. Verstehen Sie? Ich kann die Sache dort nicht allein arrangieren. Ich werde mich jetzt nach der Tänzerin umsehen —“

Majan sah ahnungslos und traumverloren auf dem rotseidenen Kokossofa neben Feliza und starrte in den mattrosa Schein der Schirmlempchen auf Kronleuchtern und Wandarmen. Vorigen Karneval hatte sie mit dem Geliebten den berühmten Ball der großen Oper in Paris besucht. Vachend blickte sie an seiner Seite in das bachanalisch-ausgelassene, und dabei doch immer grazios-anmutige Treiben. Hier hielt sich heute alles trotz allgemeiner Fröhlichkeit in vornehmen Linien. Selbst die Tanzmusik des kleinen Saalorchesters wurde in dieser herrlichen Musik fast zur Konzertmusik. —

Sie hüftelte verborgen in die weiten Seidenjassen ihres mattlila Dominos. Diese leisen Stiche wichen nicht aus der Brust, — und sie wollte doch gesund sein — wollte gesund werden, um nach Paris abreisen und in die Arme des Geliebten eilen zu können!

Neben ihr hörte sie Feliza mit ihrer süßen heiteren Stimme mit Hansfried plaudern. Ein klein wenig hatte Feliza am Vormittag der neuen Bekannten, der Tänzerin gegenüber schon von ihrer geheimen Hoffnung erzählt: den schönen blonden jungen deutschen Ingenieur hier bald wiedersehen zu können, der ihr vor drei Jahren in Sevilla einen solch tiefen Eindruck gemacht! Nun sah Feliza neben ihm. Die Glückliche! Ach, was war doch das Leben, der Ruhm, der Aufstieg, die steigenden Einnahmen gegenüber dem Glück: zu lieben und wiedergeliebt zu werden! Als jetzt die Geigen und das Cello mit einem sehnsüchtigen Walzer begannen, sumnte sie traumverloren immer den Namen des Geliebten: — „Ramon — Ramon, Ramon!“, und ihre zierlichen Fußspitzen tippten in dem goldgestickten Samtpantöffelchen des Malagentostüms den Takt dazu.

Plötzlich fühlte sich Majan von Feliza an der Hand gepackt. „Majan, ich sehe Sie an, mir einen Gefallen zu erweisen! Tauschen Sie mit mir das Kostüm?“

„Den Domino?“

„Ja, und nein, das Kostüm, das wir unter dem Domino tragen! Ich habe hier einen Bekannten aus Sevilla entdeckt, der mich nicht erkennen darf. In einem Malagentostüm vermutet er mich weniger. Ich argwöhne, daß er mir von meiner Familie, oder von meinem Verlobten, den ich nicht heiraten will, hierher nachgeschickt ist, um —“

In diesem Moment wandte sich Hansfried, der eben von Luitgards Mutter in ein kurzes Gespräch durch eine hingeworfene Frage abgelenkt war, zu Feliza und fragte: ob er sie einmal auch durch die oberen Festäle geleiten dürfe und ob sie vielleicht oben tanzen möge?

Feliza erhob sich sofort mit einer mühsam verhehlten Unruhe. „Majan schließt sich vielleicht uns gerne an, nicht wahr?“

Er bot beiden Damen den Arm und verließ nun mit dem lila und dem gelben Domino den Roten Saal. Felizas Hand zuckte nervös. Sie war jetzt entschlossen, ihren Plan sogleich durchzuführen, gerade solange Don Flavian noch mit Luitgard oben tanzte.

Als sie den Konversationsraum durchschritten, um ins Vestibül zu gelangen, blieb Hansfried überrascht stehen und fixierte einen Herrn, der in einiger Nähe vorbeiging. „Meiner Tren, ich glaube, das ist das Abärle!“, sagte er halb zu sich selbst, und dann erklärend zu Feliza und Majan auf Spanisch: „Ich entdecke eben einen früheren Schulfreund aus dem Elsaß! Vielleicht ist er heute zum Ball aus Straßburg herübergekommen.“

Feliza griff sogleich diese ihr willkommene Ausrufung auf und löste schon ihren Arm aus dem seinen: „Möchten Sie ihn begrüßen? Bitte, lassen Sie sich nicht durch uns abhalten! Ich habe ohnehin eben in der Garderobe eine Kleinigkeit an meinem Kostüm zu befestigen. Und Majan wird so gut sein und mir dabei behilflich sein! Nicht wahr, Majan?“

Hansfried zögerte noch: „Aber ich hätte mir ein Vergnügen daraus gemacht, mit Ihnen zu tanzen und Sie auch oben herumzuführen. Können wir uns nicht hier wiedertreffen — unter dieser goldenen Uhr am Kamin Sims. Vielleicht in einer Viertelstunde?“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Geschichte einer Perlenkette.

Von Peter Bong.

In Graz ist die Witwe Karola P. plötzlich gestorben. Karola P. war eine reiche Frau. Aus aller Welt eilten die Verwandten — auf D-Jügen, Autos und Flugzeugen — zu der Aufbahrung. Die meisten von den Verwandten, die Graz nicht kannten, konnten erst nach langem Hin und Her den Ort finden, wo der Katafalk aufgestellt war. Das Bureau des Notars aber, der das Testament der verstorbenen reichen Frau verwahrte, konnten sie gleich finden.

Der Notar brach, als alle Verwandten in seinem Bureau versammelt waren, das Testament auf und las mit seiner schönen Baritonstimme daraus: Der Bruder bekam das einstöckige Mietshaus, eine Schwester — das Bargeld in der Bank, eine zweite Schwester — die Villa bei Salzburg, eine Schwägerin — das Klavier, die andere Schwägerin — den Persianermantel, und ein Neffe — den Papagei. Der letzte Satz des Testaments lautete folgendermaßen: „Meine liebste Verwandte Margot P. erhält nach meinem Tode meine Perlenkette, die in einer versiegelten Schachtel im Schubfach meines Schreibtisches liegt.“

Margot P., die Glückliche, war eine schöne Wiener Tänzerin. Nach der Beerdigung fuhr sie schnell nach Wien zurück — und erst zu Hause machte sie die versiegelte Schachtel auf.

Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie in der Schachtel neben der Perlenkette einen Brief fand, den ihre Tante geschrieben hatte:

„Meine liebe Margot! Es war stets Dein Wunsch, meine schöne Perlenkette, die überall das größte Aufsehen erregte, einmal von mir zu erben. Da hast Du sie! Aber ich mache Dich darauf aufmerksam, daß diese Perlenkette nicht echt ist; sie ist nur eine sehr geschickte Fälschung.“

Die Tänzerin zerrte wütend den Brief in hundert Stücke und warf die Perlenkette in einen alten Koffer, wo ihre Bühnenkostüme und falschen Bühnenjuwelen lagen.

Einige Wochen vergingen. Eines Nachts erwachte die Tänzerin plötzlich. Sie machte Licht und erblickte zu ihrem Erschrecken in ihrem Schlafzimmer einen fremden Mann, der eine Mütze auf dem Kopf und eine schwarze Mäntel trug. Es war ein Einbrecher, der gerade den Koffer der Tänzerin aufgemacht hatte und dort herumtrampelte.

„Was suchen Sie da?“ schrie die Tänzerin.

„Ich habe schon gefunden!“ antwortete der Einbrecher und zeigte triumphierend die Perlenkette.

„Sie werden lachen!“ sagte die Tänzerin, „die Perlenkette ist falsch!“

„Das macht nichts!“ erwiderte der Einbrecher und entfernte sich durch das Fenster.

Die Tänzerin machte kein Aufhebens. Sie benachrichtigte nicht die Polizei, sie war froh, daß sie die falsche Perlenkette, die ihr so viel Ärger bereitet hatte, endlich los war.

Fünf Tage später bekam sie einen Brief aus Paris:

„Sehr geehrte Künstlerin! Sie werden lachen! Der Halskettenschmuck, den Sie von Ihrer Tante erben, besteht aus echten Perlen. Gestern wollte mir ein Pariser Juwelier für die Kette 350 000 Franken geben, aber ich wollte sie nicht verkaufen, da die Sachverständigen den Schmuck auf 600 000 Franken schätzen. Wie ich höre, wollte Sie Ihre Tante nur irreführen, weil Sie leichtsinnig sind, und sie befürchten mußte, daß Sie eines Tages den prachtvollen Schmuck verlieren könnten. Der Einbrecher.“

Die Tänzerin fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, benachrichtigte sie die Polizei.

Zwei Tage später erhielt die Wiener Polizei ein Telegramm aus Nizza: „Einbrecher verhaftet. Perlenkette bei ihm gefunden.“

Nach fünf Tagen erschien ein Kriminalkommissar bei der Tänzerin und überreichte ihr die gestohlene Perlenkette. „Der Einbrecher“, erzählte der Detektiv, „hatte mit der Perlenkette viele Kalamitäten gehabt. Er wollte den Schmuck verwerten. Er hatte viel Reisepesen, mindestens 2000 Schilling. Aber er konnte die Perlenkette nicht los werden.“

„Wieso?“ fragte die Tänzerin.

„Sie werden sich wundern, liebe Künstlerin, die Perlenkette ist nämlich wirklich falsch!“

Aber warum schrieb er mir, daß man ihren Wert auf 600 000 Franken schätze?“

„Aus Rache! Damit Sie sich noch einmal ärgern sollen!“

# Amateur-Detective / Roman von Walter Bloem.

(29. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auch heute abend ist der Kapitänstisch sehr zusammengeschmolzen. Jens Mertens präsidiert in eigener Person. Seine Silberbräutigamsseele strahlt, als wäre er noch ein Jüngling der Deutschen Seemannsschule und nicht der Erste im Rennen der Anwärter auf die Führung des jüngst vom Stapel gelaufenen neuen deutschen Ozeanriesen. Seine Nachbarin zur Rechten hat ihn den ganzen Tag über in alle Ehren und Rechte des cavaliere servente eingeflekt. Auch heute abend zeichnet sie ihn mit höchsten Gnaden aus. Aber auch der Baron braucht sich nicht zu beklagen. Vernachlässigt wird er keinesfalls. Ellen ist so überströmend gebefreudigt, daß ihre frohe Laune den ganzen Kreis mitreißt.

„Ach, Cappy, Cappy!“ flüstert sie in einem besonders vertraulichen Augenblick, „mir ist, als wartete da vorn in der Ferne ein ganz, ganz großes Glück auf mich.“

„Das tut's gewiß,“ sagte Jens Mertens in entsagender Mitfreude. „Sie werden Lorbeer und Gold schesfeln. Jeden Tag werden spaltenlange Interviews über Sie alle Blätter füllen.“

„Nein, nein, das meine ich nicht — das versteht sich ja von selbst —“ seit dem Konzert ist sie schon sehr zuversichtlich geworden — „ich meine was anderes — was ganz Persönliches...“ Etwas, das nicht in die Zeitungen kommt.

Eine neue Liebe — ergänzt der Kapitän melancholisch-anteilvoll. Man braucht kein Prophet zu sein, um ihr auch das vorauszusagen.

Der Kapitänstisch ist in seine wesenstremden Bestandteile auseinandergefallen. Toni Frömmel ist ausgewandert. Hat sich lange genug zwischen den feinen Leuten als Außenleiterin gefühlt. Ist nun selber Präsidentin — eines Tisches von lauter wahlverwandten Seelen. Zu ihrer Rechten hockt zufrieden schmunzelnd — Herr Schiewelbein. Neben ihm sein Zehgenosse aus der Bar. Ihr eigentlicher Kavaliere ist der schöne Attache aus dem Lande der aufgehenden Sonne. Der Pommer, der immer von frischem in die Kette klettert, dürfte auf seine Rechnung gehen. Der Grundstein zu Tonis transozeanischer Karriere ist gelegt — es ist der blitzende Solitär, der an dem göttlichen Hals der Preisgekrönten funkelt.

Auch drüben ist man vergnügt — in einer etwas anderen Tonart. Mögen sie — die wahlverwandten Seelen. Wir, wir vom Kapitänstisch — wir brauchen heute niemandes Trost zu neiden.

Es ist nicht schwer, glücklich zu sein — unter lauter Glücklichen. Und die sind ganz unter sich. Zur Linken des Kapitans, wo sonst Missis Rachel thronte, zappelt heute, flimmernd und sprühend vor Heimkehrglück und Daseinswonne, die jugendstrogende Trini aus St. Louis. Ihre Grüßchenhand sucht und findet unterm Tische wieder und wieder die tongewaltige des Wiener Maestros.

Gegenüber schließt sich an den Baron Emerentias Freundin an. Die strahlt vielleicht noch zufriedener. Auch sie hat für ihre Hände in den Ehepausen allerhand Beschäftigung. Detroit ist kein Boston. Aber die G. M. Company ist die G. M. Company. Die Eltern werden mit dem Reiseergebnis zufrieden sein.

Zum Geflügel werden Sektflügel angeschleift. Pommer... Der Tischenerell füllt die Spitzelche:

„Ladies and Gentlemen, Miß Edith Vaughan und James Hutchinson geben sich die Ehre, Sie zu bitten, mit ihnen auf ihre Verlobung anzustoßen.“

Es gibt ein solches Hallo, daß der ganze, heute kaum zu einem Drittel besetzte Speisesaal aufmerksam wird. Emerentia fliegt um den Tisch herum der Freundin entgegen, die zwei umarmen und küssen sich ohne Scheu. Nun tritt auch die Sängerin auf die siegesfrohe Verlobte zu. Sie hat das blasierte, reichumsbewusste Luxusgeschöpf nie recht leiden mögen. Heute liegt um Ediths strengen Mund ein kindliches Triumphlächeln, das sie dem Empfinden der Deutschen näherrückt. Zwar

wenn sie ihren Erlorenen anschaut, glaubt sie schwerlich „blind zu sein“ — sie ist eine Tochter des Dollars und des zwanzigsten Jahrhunderts, keine deutsche Roman-tikerin aus dem beginnenden neunzehnten. Aber sie ist eine Braut und offenbar auf ihre Art eine glückliche. Ellen kann nicht anders — auch sie muß das straffe Mädel in die Arme nehmen.

Dann klingen die Kelche zusammen. Als Ellen den ihren gegen Bernd Wilczek hebt, sagt sie leise: „Auf unser großes Erlebnis.“

Leise antwortet er: „Ich danke Ihnen — für alles.“ „Was machen wir nun?“, fragte Emerentia, als die Fingerschalen gebracht werden.

„Im Gesellschaftssaal ist Kino“, sagte der Kapitän. „Hat jemand Lust?“

Allgemeiner stürmischer Protest. „Unsinn — wir feiern weiter! Auf, in den Rauchsalon!“

„Morgen früh um zehn Uhr ist Gesundheits- und Paktrevision — und dann werden Sie alle die Einfahrt sehen wollen. Haben die Damen denn auch schon gepakt?“

„Sie Projakier!“, schilt Ellen. „Lieber stehen wir morgen zwei Stunden früher auf. Solch eine Stimmung muß man auskosten — bis aufs letzte, hab' ich recht, Cappy?“

Im Rauchsalon, in der gemütlichsten Ecke, wird weitergefeiert. Man treibt Alotria wie zum Karneval. Man schwacht, lärmt, flüstert nedischen, verliebten, zärtlichen Unsinn. Kreischt selig auf, loost ein härterer Anprall der Bogen die bloßen Arme der Frauen wider die Gradärmel der Herren preßt, ein paar halbvolle Sektische umwirft, den schäumenden Strahl, den der einschenkende Steward in die Gläser sprudeln ließ, auf die Tischdecke ableitet.

Einer nur muß sich mit letzter Anspannung zwingen, inmitten dieser augenblickstrunkenen Vergnügtheit nicht aus dem Rahmen zu fallen. Endlich verläßt ihn die Kraft. Als wieder einmal die drei Pärchen ganz ineinander versunken sind, schleicht er sich still hinaus. Man wird ihn ja kaum vermissen.

Er schlendert das leere, nur durch wenige Birnen noch matt erhellte Promenadendeck entlang. Was soll er unter den Glücklichen, den Starken, den Hoffenden? Er, der Geseiterte, der Bankerotteur, das Opfer seiner Epoche, das lebende Trümmerstück einer unrettbar versunkenen Welt?

Für alle die da drinnen gibt's noch eine Zukunft. Sie haben eine Aufgabe, eine Sendung, einen Lebensinhalt. Nur er nicht. Ihm liegt ob, das biffel Leben mit Anstand zu Ende zu leben. Weiterzukämpfen, wie er in Dutzenden hoffnungsloser Rückzugskämpfe weitergekämpft hat, bis die Ablösung kam. Na, und die Ablösung — die muß ja auch einmal kommen.

Er steht ganz vorn, wo sich der Umgang des Promenadendecks in flachem Bogen um den Gesellschaftssaal herumzieht. Drinnen ist's dunkel, nur über die Stimmerwand zuden wechselnde Lichter, zeichnen in jäh verflackernden Bildern das Widerspiel eines vorgetäuschten Lebens. Ach... ist nicht alles Leben eine Täuschung, ein flüchtiges Lichterflirren auf weißer Wand, die sich früh genug völlig verdunkeln wird — ein endloser, sinnloser Film?

Eine warme Frauenhand legt sich auf seine Schulter.

„Nicht traurig sein, Bernd Wilczek. Sie haben viel, viel erlebt, viel verloren. Eines nicht — sich selbst.“

Er steht unbeweglich. Nur ein leises Zittern läuft durch seine straffe, doch müde Gestalt.

„Ist was recht's.“

„Sie haben mehr: Sie sind frei. Frei wie nie zuvor im Leben.“

„Wie der Vogel in der Luft. Vogelfrei. Ein Ausgestoßener der Alten Welt — ein Einsamer in der Neuen.“

„Ich weiß, lieber Freund. Mit Trostphrasen will ich Sie verschonen. Sie brauchen keine. Ich habe in diesen Tagen ein wenig in Sie hineinschauen dürfen. Sie sind ein armer Teufel, zugegeben. Sie sind ein reicher Mensch. Da liegen Ihre Lebensquellen. Sie kommen durch, ich weiß es. Geben Sie mir Ihre Hand. Ich bin Ihnen gut — sehr, sehr gut.“

„Ist's wahr, daß die wundervollen Arme sich um seinen Nacken legen? Daß er, einen Augenblick nur, doch fest, ganz fest ihre Lippen auf seinem Munde füllt?“

Ein Schluchzen reißt sich aus seinen Tiefen los. Er steht regungslos, bis in den letzten Nerv durchdrückt. Er ist allein.

Wie er den getriebenen Blick aufs neue zu heben wagt, blinkt über dem dunklen Heranschwellen der sturmgepeitschten Wogen, am unverkennbaren Saum, der Erd' und Himmel trennt, ein erster Gruß Amerikas: das gelbe Licht des Feuerschiffs von Nantucket.

18

„Herr Kapitän“, fragte Valentin Klamfoth, „was machen wir nun?“

Jens Mertens steht neben dem Steuermaan, brummt ihm ab und zu auf Waterkant-Deutsch einen leisen Befehl zu. Sein Blick streift zwischen den waldigen, häuserumstarrten Höhen von Staten Island und dem bunten Gewimmel des Strandes von Coney Island hin und her. Irrt auch nicht ab, als er die Gegenfrage tut:

„Was schlagen Sie vor?“

„Ich nehme an, die New Yorker Hafenpolizei wird von Berlin aus um Verhaftung des von uns etwa ermittelten Verdächtigen ersucht worden sein. Sie dürfte also auf der Pinnasse der Zoll- und Gesundheitsbehörden an Bord kommen. Dann machen wir sie auf alle vier bewachten Herren aufmerksam und überlassen ihr das Weitere.“

„Wer sind die „bewachten“ Herren?“

„Natürlich in erster Linie Schiewelstein — ferner Doktor Müller — Twardowski, obwohl ich für den meine Hand ins Feuer lege — und schließlich der Baron.“

„Im — also wirklich, den wollen Sie auch —?“

Der Obersteward zuckt die Achseln. „Sie müssen's wissen, Herr Kapitän.“

„Auf jeden Fall hat's damit Zeit bis zum letzten Augenblick. Bei Clifton kommt die Zollpinnasse. Sie bringt auch Telegramme, Post... Da gibt's doch möglicherweise noch genauere Anweisungen. Das Polizeipräsidium wird inzwischen allerlei ermittelt haben. Vielleicht sieht man dann klarer. Einverstanden?“

(Fortsetzung folgt.)

## Kurzschluß im Gehirn.

Von Erik Müller (Chemnitz).

Der Sperling in der Hand — kommt doch ans Licht der Sonnen.

Viele Köche — sind des Hases Tod.

Salz und Brot macht — selten fett.

Das Ei will immer klüger sein — als die Taube auf dem Dache.

Kurzes Haar — währt am längsten.

Hunde, die viel bellen — haben kurze Beine.

Mit dem Hute in der Hand — ist nicht gut Kirichen essen.

Wenn dich die bösen Buben locken, so — hast du in der Not.

Steter Tropfen — macht die Pferde satt.

Wer andern eine Grube gräbt — verbessert seine Güter.

Aller Anfang — macht Wangen rot.

Kleine Mäuse — gehen tausend auf ein Rot.

Müßiggang ist — der erste Schritt zur Besserung.

Die Art im Haus — macht kein Kraut fett.

Neue Besen — verderben den Brei.

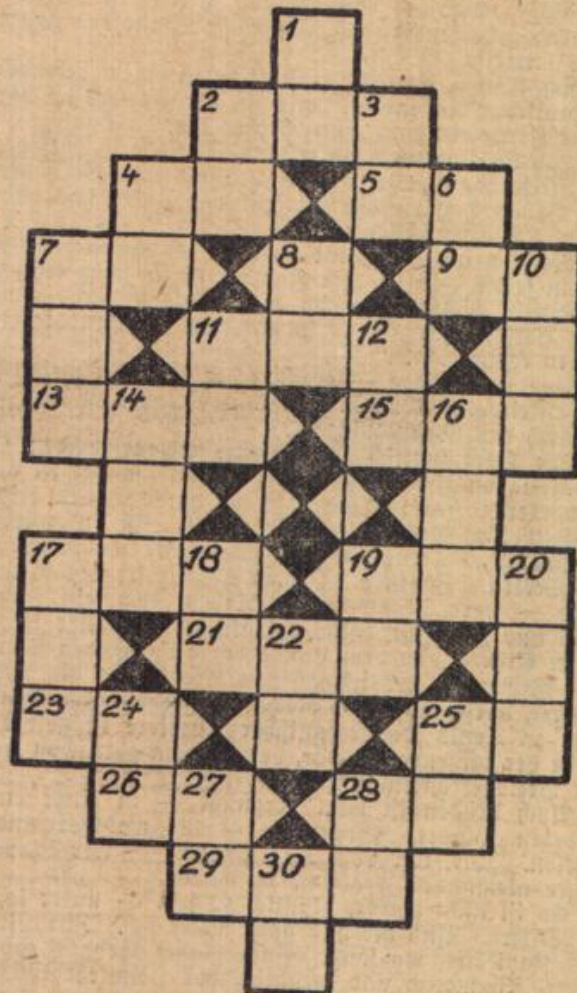
Der kluge Mann — krümmt sich beizeiten.

Der Dörcher an der Wand — lebt nicht vom Brot allein.

Verantwortlich für die Schriftleitung: G. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.

Wer viel fragt — ist den Taler nicht wert.  
Wer die Wahrheit wollte begraben — besudelt sich.  
Wer hoch steigt — fängt keine Fliege.  
Freunde in der Not — heißen die Hunde.  
Wer seine Schulden bezahlt — dem glaubt man nicht.  
Des Herrn Auge — findet auch einmal ein Korn.  
Ein blindes Huhn — muß man schmieden, so lange es warm ist.  
Eigener Herd ist — der beste Koch.  
Morgenstunde — währt am längsten.  
Blinder Eifer — fällt keine Eiche.  
Wer im Glashaus sitzt — baut vor.  
Wer auslebt lacht — ist Goldes wert.

## Silbenkreuzwörterrätsel.



Wagerecht: 2. Schutzheiliger. 4. Halbedelstein. 5. Hauptstadt von Kolorado. 7. Zwistigkeiten. 9. Sagenhafte Königin. 11. Stadt in Oberitalien. 13. Schlammgewächs. 15. Afrikanischer Fluss. 17. Gurtengewächs. 19. Krankheit. 21. Gesellschaftsschicht im kaiserlichen Russland. 23. Hausangestellter. 25. Gestalt der griechischen Mythologie. 26. Sichtvermerk. 28. Gorbtsch. 29. Luftkurort in der Oststeirischen Schweiz. — Senkrecht: 1. Figur aus der Oper „Bajazzo“. 2. Reich am Himalaja. 3. Hauptstadt der Mandchurei. 4. Deutscher Strom. 6. Italienischer Komponist. 7. Jagdrufer. 8. Römischer Kaiser. 10. Frische Gräfschaft. 11. Blutader. 12. Körperteil. 14. Griechischer Gott. 16. Nordamerikanischer Staat. 17. Harmonischer Zusammenklang von Tönen. 18. Biblischer Berg. 19. Öffnungen in der Haut. 20. Stadt in Spanien. 22. Sunda-Insel. 24. Kurort an der italienischen Riviera. 25. Gründer des Sowjetstaates. 27. Rechenresultat. 28. Verwandte. 30. Münchener Maler.

Auflösung des Kreuzwörterrätsels in Nr. 47:  
Wagerecht: 1. Bode. 2. Baum. 4. Le. 5. Krater. 7. An. 8. Je. 10. As. 11. Gr. 14. London. 17. Du. 18. Eins. 19. Lava. — Senkrecht: 1. Bier. 3. Mode. 4. Ba. 5. Ranzel. 6. Reigen. 7. Au. 9. Er. 12. Rose. 13. Para. 15. No. 16. Du.